

«Me sött chönne von innen uuse läbe.»

«Chlaus Lymbacher» – Meinrad Inglin's einziges Theaterstück

Dass er nicht lache: «Vor dem politischen Thema fürchte man sich. Eil! Eil! Arme Spielvereine!» So schreibt Meinrad Inglin am 12. Januar 1944 seinem Freund Walter Lesch. Der Grund der Furcht, die da offenbar einige Spielvereine zum Zittern bringt, ist seine eben fertig geschriebene Dialektkomödie «Chlaus Lymbacher». Und wahr ist zumindest dies: Kein Spielverein, überhaupt keine Bühne führte sie zu Inglin's Lebzeiten auf; erst zwei Jahre nach seinem Tod, 1976 nämlich, brachte sie das «Theater des Kantons Zürich» unter dem Titel «Der Robbenkönig» auf die Bühne. Erst lange nach ihrer Fertigstellung war ihr

eine Schneise zur Schauspielkunst geöffnet: Von da an kam sie in verschiedene Theatersäle.

Politisches Jägerlatein?

Dabei wäre dieses Theaterstück auf den ersten Blick eigentlich harmlos. Ein Mann kehrt zurück von seinen Reisen, von der grossen Welt, übernimmt mit seiner Frau im Provinzkaff «Schiltenu» das Restaurant Ochsen und – er erzählt von famosen Erlebnissen, Taten und Leistungen in dieser grossen Welt, was immer das Zeug hält. Er flunkert und prahlt und blufft, das schon. Nur: Sollte man deswegen schon politische Gefahr wittern? Wird doch nicht

sein! Die Psychologen sagen, solche Als-ob-Persönlichkeiten wie Lymbacher gebe es partout; auffällig oft brächten sie es sogar zu Amt und Würden.

Und überhaupt: Wer hätte nicht schon am Stammtisch die seltsamsten Lügengeschichten gehört! Auch Meinrad Inglin wird dort solche erlauscht haben, gab es doch auch in seinem Wohnort Schwyz, wie ältere Einheimische sich erinnern, flunkernde Wirte à la Lymbacher. Zudem war Inglin, dem Jäger, ja gewiss das berühmte Jägerlatein bekannt, das fabulierend jubilierende Aufbauschen von seltsamen Trefferfolgen mit der Flinte und von sonder-

Nach Inglin's Tod, genauer ab 1976, machte «Chlaus Lymbacher» vorerst vor allem unter dem Titel «Der Robbenkönig» Karriere. Sogar in der Westschweiz. Das «Théâtre Trois p'tits Tours» im waadtländischen Morges nahm das Stück in ihr Repertoire, auf Französisch natürlich. In dieser Version, als «Roi des Phoques», wurde es am 3. und 4. Dezember 1982 auch in der Kollegi-Aula aufgeführt.

baren Begegnungen mit vorbeihuschenden Tieren.

Chlaus Lymbacher ist also dem Leben abgucken: ein Hochstapler zwar, aber einer wie manch ein anderer, dabei übrigens durchaus liebenswürdig, von «eindrücklicher Haltung und vertrauenswürdigem Aussehen», wie es in einer Regieanweisung heisst. Man muss ihn eigentlich gern haben, und wird ihn bald auch in Brunnen gern haben; dort, nämlich im Eden-Saal, können wir ihm vom 28. September bis 3. November zuschauen, wie er fast die ganze Komödie lang blendend wirkt, schliesslich aber enttäuscht das Weite sucht: «Uf und furt!» und dorthin, wo er in seiner Phantasie ja eigentlich ohnehin schon lebt und lebt: «I' d' Wält uuse ...»

Rund und menschlich

Das Zeug zu einem honorablen Theatererlebnis hätte das Dialektspiel schon zu Beginn der Vierzigerjahre haben müssen, sollte man meinen. Jedenfalls rühmte 1943 in einem Brief an Inglin der bereits erwähnte Theatermann Walter Lesch, immerhin ein bis nach Berlin bekannter Regisseur, Dramaturg und Schriftsteller, von

dem so populäre Texte wie die «Kleine Niederdorferer» stammen, überdies Mitbegründer des legendären Cabaret Cornichon: «Dein Stück ist reizend und «bühnenfertig», ich habe mich sehr darüber gefreut. Die Figuren sind alle lebensecht und klar gezeichnet. Alles ist rund und menschlich und das dramatische Element ist nicht zu kurz gekommen.»

Dass das Stück politische Furcht auslöste, das mag aber just mit dieser Lebensechtheit zusammenhängen. Weil wirklich im Leben und zuweilen auch in der Politik so geschwindelt und geflunkert wird wie in Lymbachers Erzählungen, fühlten sich die ersten Leser entsprechend entlarvt. Weil dieser Chlaus wirklich einer ist vom gleichen Schrot und Korn wie so viele, allenfalls auch einige unter den Zuschauern, hat er kritisches Potenzial. Macht er nicht vielleicht allzu deutlich, wie sehr sich Bluff überall in die gesellschaftlichen Händel einnistet?

Angepasste Hochstapelei

Kommt hinzu, dass Lymbacher zuerst durchaus angepasst an die gesellschaftlichen Verhältnisse von Schiltenua erscheint. Für solche Hochstapeleien mit Anpassungs-



Meinrad Inglin, gezeichnet von Leo Leuppi (1922).

verhalten kam zu Beginn der Vierzigerjahre wohl eine besondere Sensibilität auf. In der Psychologie wurden von Helene Deutsch die Als-ob-Persönlichkeit und Als-ob-Situation oder von C.G. Jung die «Persona» – also die künstliche, maskenhafte («persona» hiess die Maske des Schauspielers im antiken Rom) Persönlichkeit und mithin das gesellschaftlich entfremdete Rollendasein – diskutiert. Ganz allgemein mochte man überdies ahnen, wie per grosskotziger Als-ob-Anpassung an äussere Umstände, wie per Seelenmasken Hitler und seine Komplizen verheerende Karrieren machen konnten; was nach aussen so angepasst erschien, gründete da aus dem Innern heraus natürlich auf bösem Wahn, auf viel böserem als bei Lymbacher, aber doch wie bei ihm mit starkem Simulationsverhalten.

Wie auch immer... Dass sich Menschen durch Literatur entlarvt fühlen, ist ja eine alte Beobachtung. Davon wusste auch Inglin ein Lied zu singen: Viele Schwyzer fühlten sich etwa durch seinen Erstling «Die Welt in Ingoldau» (1922) demaskiert, was einen mächtigen Skandal entfachte; auch Kollegi-Professoren ärgerten sich. Und Skandale à la Ingoldau wurden von vielen Romanen der Weltliteratur provoziert.

So sehr sie ihre Geschichten zwar aus dem Leben holten, so sehr beriefen sich die betroffenen Schriftsteller nachträglich auf die Fiktion, also auf ihre Erfindungskraft und dichterische Freiheit. So auch Inglin angesichts des Kesselreibens gegen seine «Welt in Ingoldau»: «Man fühlt sich beleidigt, weil man hinter manchen Gestalten des Romans die so genannten Urbilder allzu deutlich zu erkennen



Der 19-jährige Meinrad Inglin zu seiner Zeit am Kollegium Maria Hilf.

glaubt und weil man den Schauplatz des Geschehens, welches übrigens ohne Nebenabsichten das rein Menschliche sucht, nach Schwyz verlegt, statt das eingebildete «Ingoldau» gelten zu lassen.» Inglin wollte also offensichtlich nicht wie in einem Geschichtsbuch eine Ära des Dorfes Schwyz historisch erfassen, sondern einen Roman um ein «eingebildetes» Dorf erzählen. Insofern gleicht er denn doch seinem Lymbacher: Wie dieser Heimkehrer erschaffte er in seinen Romanen und Erzählungen eine fiktionale Welt, gestaltete sie aus, verlebendigte sie – und behielt freilich immer im Auge, was schon Aristoteles das Gesetz der Wahrscheinlichkeit nannte.

Was heisst Wahrheit?

Damit setzte er wie die meisten Dichter in seiner schriftstellerischen Arbeit auf beides: auf Erfundenes ebenso wie auf die Verankerung in der Realität. Und wie bei den meisten Dichtern haben auch seine Werke ihre textlichen Strategien, die, dank dem Wahrscheinlichkeitsgesetz, bei aller Fiktionalität eine Identifikation mit den dargestellten Figuren – und damit den Entlarvungseffekt – leicht ermöglichen. Der entlarvende Witz in der Lymbacher-Komödie: Zwar gilt Chlaus auch für seine Mitbürger

als faselnder Spinner; zwar beruft sich insbesondere seine Frau auf eine schon von ihrem Vater hochgehaltene Wahrheitsmoral – aber: je intensiver die Komödie auf ihren Höhepunkt zusteuert, je unwilliger die Leute über die Fantasien und Flunkereien des Heimgekehrten den Kopf schütteln, je mehr dann auch Politiker gegen ihn taktieren und intrigieren und seine Frau ihm böse zusetzt, bis er schliesslich das Dorf Schiltenua besser verlässt – desto fragwürdiger wird ironischerweise zugleich die bürgerliche Pedanterie in der Wahrheitsmoral, ergo wahrscheinlich auch jene von potenziellen Zuschauern. Denn man merkt zunehmend: Auch die Schiltenuaer biegen die Wahrheit nach ihrem Gusto zu recht – und wie! –, sobald sie ihnen nicht zupasskommt. Wenn taktierende Politik, Geld fördernde Wirtschaft oder prestigeträchtiger Rang sich als karriereförderlich aufblähen, dann gilt jedenfalls auch in Schiltenua: «Als Wahlkandidat verspricht mänge mee, als er cha halte.» Daran hängt offenbar der Erfolg. «Und dass mes de Lüte chan aagää, vo dem hangets doch schliesslich ab...»

Die Premiere des Dialektlustspiels «Chlaus Lymbacher» wird am 28. September um 20.15 Uhr im Eden-Saal in Brunnen sein. Dann wird das Stück bis 3. November 2007 jeweils am Mittwoch, Freitag und Samstag um 20.15 Uhr aufgeführt. Reservationen und Vorverkauf bei Brunnen Tourismus, Bahnhofstrasse 15, 6440 Brunnen, 041 825 00 40. Weitere Informationen und Online-Reservationen unter www.lymbacher.ch.

Die «Wahrheit» der Schiltenuaer steht also auf schwachen Füßen. Kein Wunder: Denn sie klebt an Äusserlichkeiten, an einer Gesetzesmoral zudem, die Inglin nie geheuer war. Ihr gegenüber erscheinen Lymbachers Utopien und Träume gewissermassen als eine besondere Wahrheit, nur die ihm eigene zwar, dafür aber in seinem Innern eine ganz und gar authentische: die Wahrheit all jener Möglichkeiten, die in seiner Seele schlummern und sich im offiziellen Anstand nie so wirklich entfalten können, darum auch ihre eigenen Wege gehen müssen. Einmal sagt Lymbacher selber: «me sött chönne von innen uuse läbe.»

Herzenssympathie

Von innen heraus, zeigt die Menschheitsgeschichte, gelang schon oft der Ausbruch aus festgefahrenen Schemen und in förderliche Visionen. So auch am Schluss von Inglin's Dialektkomödie: Ein neues Zusammenleben wird da möglich, eines, das eben auch von innen kommt, eines, das nicht nur auf Taktiererei, Zahlungsfähigkeit und Ansehen beruht. Zwischen Lymbacher, dem Wirt, Vroni, seiner Serviertochter, und Johann, dem Tagelöhner, bricht eine Herzenssympathie hervor, die Schiltenua und damit alles Rollendasein hinter sich lässt – und einen Schritt in eine neue Zukunft, in einen neuen Lebensentwurf wagt.

Das Lymbacher-Lustspiel als Wegweiser in intensivere Menschlichkeit? Es zeigt jedenfalls, was uns möglich ist, möglich wäre, würden wir nur unsere Rollenmasken ablegen.